

MARK HILL

Ich vergebe nicht

Buch

Eine Serie von brutalen Morden erschüttert London, noch dazu in unmittelbarer Nähe von Detective Ray Drakes Revier. Und damit nicht genug:

Der Ermittler kennt die Opfer.

Ray Drake hat alles darangesetzt, seine Vergangenheit hinter sich zu lassen und ein ganz normales Leben zu führen. Doch nun scheinen die Geschehnisse, denen er so verzweifelt entkommen wollte, ihn plötzlich einzuholen. Als bei den Ermittlungen, die Drake in die Hände seiner Kollegin Flick Crowley gelegt hat, Hinweise auftauchen, die in seine Richtung deuten, weiß er, dass er diese vertuschen muss, um sein Geheimnis weiterhin zu schützen. Ein Geheimnis, das er weder seinen Kollegen noch seinen Freunden anvertraut hat – nicht einmal seiner eigenen Tochter. Niemand weiß von seiner Vergangenheit im Longacre-Kinderheim und von den schrecklichen, dreißig Jahre zurückliegenden Ereignissen. Doch nun scheint jemand hinter allen her zu sein, die damals ebenfalls in Longacre gelebt haben. Der Mörder ist offenbar fest entschlossen, die Wahrheit über das, was damals geschah, ans Licht zu bringen – und Ray Drake ahnt, dass er auch ihm bereits dicht auf den Fersen ist ...

Autor

Mark Hill war Journalist und Producer beim Radio und gewann für seine Arbeit zwei angesehene Sony Gold Awards, bevor er sich ganz dem Schreiben von Drehbüchern und Romanen zuwandte. Er lebt mit seiner Familie im Norden Londons. »Ich vergebe nicht« ist sein Debütroman.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

MARK HILL

ICH
VERGEBE
NICHT

Thriller

Deutsch
von Andrea Brandl

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Two O’Clock Boy« bei Sphere, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Mark Hill 2016

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2017 by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Susanne Then

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

AF · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0329-2

www.blanvalet.de

*Für
Fiona und Archie*

»Was List verborgen, wird ans Licht gebracht,
Wer Fehler schminkt, wird einst mit Spott verlacht.«

William Shakespeare, *König Lear*

1

Ärmelkanal, 1986

Der Junge liebte seine Eltern über alles. Und deshalb musste er sie töten.

Zusammengekauert hockte er auf der Kante seiner Koje und lauschte ihnen. Dem Quietschen ihrer Sohlen auf dem Deck, während sie sich gegenseitig Schuldzuweisungen an den Kopf warfen, ihre Stimmen so böseartig wie das Kreischen der Möwen am Himmel. Er hörte das Flappen des Segels im Wind, das Wasser gegen den Rumpf des Bootes klatschen – ein hypnotischer, seltsam tröstlicher Rhythmus.

Schwapp ... schwapp ... schwapp ...

Bevor alles aus dem Ruder lief, bevor der Junge fortgegangen und als ein anderer wiedergekehrt war, hatten sie immer sanft und liebevoll miteinander gesprochen. Mittlerweile aber keiften sich seine Eltern nur noch an – lautstark und schrill, sodass er stets alles mitbekam –, und stets drehten sich ihre Streitereien darum, was sie nur tun konnten, um ihren Sohn aus seinem Schneckenhaus zu holen.

Natürlich wollten sie ihn nur wissen lassen, wie leid es ihnen tat, was geschehen war. Doch ihr Kummer machte ihm nur noch ein schlechteres Gewissen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt mit ihnen gesprochen hatte, wann es ihm gelungen war, auch nur ein einziges Wort

hervorzubringen, und je länger er schwieg, desto heftiger stritten sie. Der Junge steckte sich die Finger in die Ohren, schloss die Augen und lauschte dem dumpfen Tosen in seinem Innern.

Die Liebe, die er für sie empfand, hatte sich gelöst wie der Knoten eines Taues – und nun wurde sie von den Gezeiten fortgerissen.

Schwapp ... schwapp ... schwapp ...

Eine gedämpfte Stimme. »Schatz?«

Er spürte, wie jemand seine Hände von seinem Gesicht löste, und als er die Augen öffnete, sah er seine Mutter, die vor ihm kniete. Ihre Augen waren rot gerändert, und die Sprühgicht hatte ihr Haar verklebt, doch sie war immer noch wunderschön.

»Warum kommst du nicht zu uns nach oben?«

Ihre kalten Finger strichen ihm eine Haarsträhne hinters Ohr. Einen Moment lang überkam ihn ein Anflug vertrauter Zärtlichkeit, und am liebsten hätte er die Arme um sie geschlungen, die bitteren Gedanken ignoriert, die ihm unablässig durch den Kopf gingen. Aber er tat es nicht. Konnte es nicht. Seit Wochen hatte er kein einziges Wort gesprochen.

Ein Schatten fiel über die Luke. Im selben Augenblick ertönte die donnernde Stimme seines Vaters. »Kommt er an Deck?«

»Bitte, überlass das mir«, bellte seine Mutter zurück, und nach einem Moment des Zögerns verschwand der Schatten wieder.

»Wir wollen doch nur das Beste für dich.« Sie wartete darauf, dass er etwas antwortete. »Aber du musst uns sagen, was los ist, damit wir dir helfen können.«

Der Junge brachte ein Nicken zustande, und ein Hoffnungsschimmer glomm in den Augen seiner Mutter auf.

»Dein Vater und ich ... wir lieben dich mehr als alles auf der Welt. Wir streiten uns nur, weil wir uns nicht verzeihen können, was mit dir passiert ist. Das weißt du doch, oder?«

Tränen traten in ihre Augen, aber er musste unbedingt verhindern, dass sie zu weinen anfing. Mit rauer Stimme brachte er die Worte hervor, kaum mehr als ein Flüstern: »Ich hab dich lieb.«

Seine Mutter schlug sich die Hand vor den Mund. Gebückt stand sie in der Kabine.

»Ich habe uns Sandwiches gemacht.« Sie versuchte fröhlich zu klingen, doch ihre Stimme bebte. »Komm doch zu uns an Deck, wenn du magst.«

Er nickte. Sie schenkte ihm ein letztes bedürftiges Lächeln, stieg die Leiter hinauf und verschwand im Sonnenlicht.

Die Ferse des Jungen stieß gegen den Verschluss des Werkzeugkastens unter seiner Kojе. Er zog die Metallkiste hervor, öffnete sie und nahm die Werkzeuge seines Vaters in Augenschein. Feilen, Zangen, eine Wasserwaage. Schrauben und Nägel, ein glänzender Meißel. Unter dem obersten Fach befanden sich die schwereren Werkzeuge: eine Säge, ein Schraubendreher, ein Schlosserhammer mit abgegriffenem Stiel. Das Holz war rau, der tausendmal benutzte Kopf von fahlem Grau. Schwer lag der Hammer in seiner Hand.

Seine Finger schlossen sich fest um den Stiel, während er gebückt – in den letzten Jahren war er um einiges gewachsen – unter dem Schott stand und den Stimmen seiner Eltern lauschte, die oben an Deck mit Plastiktellern herumhantierten.

»Die Sandwiches sind fertig!«, rief seine Mutter.

Jede Nacht hatte er denselben Traum, wie eine grauenhafte Vorahnung: Seine Eltern liefen auf der Straße an ihm vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, als wäre er ein

Fremder. Und früher oder später würde dieser Albtraum Wirklichkeit werden, das wusste er genau. Die schreckliche Erkenntnis, dass ihr Kind nicht mehr dasselbe, von einer anderen, abstoßenden Existenz ersetzt worden war, würde ihre Liebe nach und nach zunichtemachen. Bis von ihrer Zuneigung nichts mehr übrig war.

Außerdem fürchtete er sich davor, dass seine Empfindungen für sie über kurz oder lang von Vorwürfen und Bitterkeit zerfressen werden würden. Und dass eines Tages, wenn von seiner Liebe nichts mehr übrig war, andere Gefühle die öde Leere erfüllen würden: blinde Wut, ein kalter, erbarmungsloser Hass. Bereits jetzt spürte er, wie der Zorn sturmgleich Besitz von ihm ergriff. Die Vorstellung, sie irgendwann zu hassen, war unerträglich. Er wollte sich die Liebe zu seinen Eltern bewahren – die wunderbaren Erinnerungen an jene glückliche Zeit, bevor er fortgegangen war –, die Zuneigung zu ihnen mit in die ungewisse Zukunft nehmen.

Und deshalb musste er handeln.

Den Hammer in der Hand, stieg er die Leitersprossen zur Luke hinauf. Das gleißende Grau des Himmels stach ihm in die Augen, und über ihm wimmelte es nur so von kreisenden Möwen, deren Kreischen ihm zu sagen schien, dass die Welt einem stets das nahm, was man über alles liebte, dass es im Leben immer darauf hinauslief.

Er trat auf das windgepeitschte Deck, um sich herum nichts als die See, die sich bis zum Horizont erstreckte.

Schwapp ... schwapp ... schwapp ...

2

Heute

Alle wollten etwas von Detective Inspector Ray Drake.

Er machte die Runde, schüttelte Dutzende von Händen und ließ sich die Schultern klopfen, bis ihm alle, jeder Einzelne von ihnen, gratuliert hatten. Hoffentlich waren sie bald alle so betrunken, dass sie ihn vergessen hatten und er sich unbemerkt aus dem Staub machen konnte.

Ja, es war egoistisch von ihm, aber Menschenansammlungen waren ihm ein Gräuel, insbesondere wenn er im Mittelpunkt stand. Wäre Laura hier gewesen, hätte sie ihm garantiert geraten, sofort zu gehen, sich einen Dreck darum zu scheren, was die anderen dachten.

Detective Constable Eddie Upson war bereits ziemlich angeheitert. Er schwenkte sein Bierglas und hielt Drake auf, um sich darüber zu beklagen, dass er nicht befördert worden war.

»Als ob ich mich nicht ganz schön ins Zeug legen würde.« Bier schwappte über den Rand seines Glases. »Sie wissen genau, dass ich mir Tag für Tag den Hintern aufreiße.«

»Entschuldigen Sie mich einen Moment, Eddie.«

Am anderen Ende des Raums, vor einem welligen Poster von Torjäger-Legende Jimmy Greaves, stand Flick Crowley,

der einzige Mensch im Pub, der sich noch unbehaglicher als er zu fühlen schien. Drake drängte sich durchs Gewühl und stieß dabei mit Frank Wanderly zusammen.

»Entschuldigen Sie, Frank.«

»Kein Problem.« Der Duty Sergeant verschränkte die Hände. Groß, hager und komplett kahl, wurde er von allen auf dem Revier Nosferatu genannt. »Und nochmals herzlichen Glückwunsch, DI Drake. Sie haben es wirklich verdient.«

Ein paar Stunden zuvor hatten Drake und sein Ermittlungsteam für die erfolgreiche Aufklärung einer Mordserie in Haringey eine Belobigung für herausragende Leistungen, Engagement und Teamwork erhalten. Cops und Zivilpersonal von der Tottenham Police Station hatten sich im Pub versammelt, dessen Wände mit Spurs-Memorabilien – Trikots, Schals, Fotos – gepflastert waren.

Drake lächelte und ging weiter.

»Sie sehen aber smart aus heute Abend, Chef«, sagte Flick.

Da Drake dieselben Sachen wie immer trug – einen dunklen Anzug von der Stange, ein weißes Hemd und eine abgetragene braune Krawatte, die ihm Laura vor vielen Jahren geschenkt hatte –, konnte ihre Bemerkung nur ironisch gemeint sein. Er war kein Adonis, ein drahtiger Typ, der nie wirklich zur Ruhe kam, mit einem zerfurchten Gesicht, das nur aus Ecken und Kanten zu bestehen schien, wie stümperhaft in Stein gemeißelt.

»Ich habe vorhin mit Harris gesprochen.« Er stellte seinen Orangensaft auf dem Wandsims ab, heilfroh, das Glas los zu sein. »Ich habe ihm gesagt, dass ich Ihre Beförderung außerordentlich begrüße.«

Flick runzelte die Stirn. »Dabei haben Sie doch selbst dazu beigetragen.«

Detective Chief Inspector Harris hatte ein erfahrenes Ermittlerduo als Kopf des Teams durchdrücken wollten, doch Ray Drake hatte sich für Flick starkgemacht und für ihre Beförderung vom Detective Constable zum Detective Sergeant gesorgt. Letztlich war es ein Appell an ihr Selbstvertrauen. Sie neigte dazu, ihre Fähigkeiten zu unterschätzen und sich hinter Regeln und Vorschriften zu verschanzen, aber grundsätzlich war sie eine erstklassige Polizistin – und wenn sie erst mal gelernt hatte, ihren Instinkten zu vertrauen, würde eine echte Spitzenermittlerin aus ihr werden.

»Wenn jemand die Chance verdient hat, dann Sie.«

Flick sah zu Upson hinüber, der seine Arme um zwei junge Constables gelegt hatte, die ihm für den Abend als Saufkumpane dienen sollten, ob es ihnen gefiel oder nicht. »Eddie scheint das ein bisschen anders zu sehen.«

»Er kriegt sich schon wieder ein. Ich möchte, dass Sie die nächste Ermittlung leiten, wann immer der nächste Fall auftaucht.«

»Wirklich?«, fragte sie überrascht.

»Ich glaube, Sie sind reif dafür, DS Crowley.«

Sie nahm einen Schluck von ihrem Wein, schien offenbar nicht recht zu wissen, was sie erwidern sollte. »Wie geht's eigentlich April?«

»Gut.« Drake erstarrte, als der Name seiner Tochter fiel. Seit der Beerdigung war es alles andere als gut zwischen ihnen gelaufen, und er hatte nicht die geringste Ahnung, wie er ihr Verhältnis verbessern sollte. »Alles klar so weit.«

»Mein Angebot steht. Wenn ich mal mit ihr reden soll ...«

»Danke, danke.« Er nickte zu Harris hinüber. »Der DCI hat ein paar hohe Tiere von Scotland Yard mitgebracht.«

»Ich wollte nicht ...«

»Kommen Sie«, sagte er eilig. »Ich stelle Sie vor.«

»Wissen Sie was? Ich glaube, ich verzichte lieber.« Sie trank den Rest ihres Rotweins. »Außerdem hat Vix die beiden schon in Beschlag genommen.«

Detective Constable Vix Moore war gerade dabei, sich bei den Jungs vom Yard lieb Kind zu machen. Sie nickte ernst, und die Spitzen ihres langen blonden Bobs wippten, während sie die neuesten Umstrukturierungspläne bei der Mordkommission erklärte.

»Mal abgesehen davon, dass ich ziemlich erledigt bin«, sagte Flick. »Ich fahre nach Hause.«

»Bleiben Sie doch noch ein bisschen. Wir feiern ja auch Ihre Beförderung.«

»Ganz ehrlich, die letzten zwei Monate waren ziemlich aufreibend, und ich brauche dringend mal eine Mütze Schlaf.« Drake fragte sich, ob sie vielleicht etwas anderes vorhatte, doch Flicks Miene verriet nichts. Ihre wachsamen, mandelförmigen Augen unter dem dichten braunen Pony gaben nichts preis. Sie war fast 1,80 Meter groß, ging aber stets leicht gebeugt, als würde das komplette Gewicht der Welt auf ihr lasten. Früher war sie eine talentierte Schwimmerin gewesen, wie sie Drake irgendwann einmal erzählt hatte, eine sehr gute sogar. Ihre Oberarme waren ebenso durchtrainiert wie ihr sehniger Körper, doch ihre breiten Schultern sackten entschuldigend herab. »Außerdem könnte ich es nur schwer ertragen, wenn jetzt jemand *eine kleine Rede* halten würde.«

»Wohl wahr.« Er hatte weiß Gott genug von Harris' schier endlosen Ansprachen gehört und verstand sie nur allzu gut. »Wie auch immer, ich bin jedenfalls stolz auf Sie.«

»Ach ja, Chef.« Ein zögerliches Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht. »Noch mal danke für alles.«

Im selben Augenblick schlug jemand mit einem Kugelschreiber gegen ein Glas.

»Ich bitte um Aufmerksamkeit!« DCI Harris' Bauch wölbte sich unter einem knallengen Trikot, und seine blassen Beine ragten aus glänzenden schwarz-gelben Radlerhosen hervor.

»Zu spät«, sagte Drake, während das Stimmengewirr erstarb und alle respektvoll einen Schritt zurücktraten.

»Wie ich sehe, amüsieren sich hier alle bestens, aber trotzdem möchte ich mich kurz zu der Belobigung äußern, die DI Drake und sein Team zu Recht erhalten haben«, begann Harris. »Doch zuerst sollten wir einen neuen Detective Sergeant in unserer Mitte willkommen heißen – ich bitte um Applaus für Flick Crowley.«

»Und jetzt ein Strahlelächeln für die Kollegen, DS Crowley«, murmelte Drake grinsend.

Ihr leeres Glas in der Hand, musterte ihn Flick mit einem Blick, der nur allzu deutlich besagte, dass sie lieber vor ein Erschießungskommando getreten wäre.

3

Kenny hasste dieses Spießleben. Es kotzte ihn einfach an.

Seit drei Jahren – drei Jahren, acht Monaten und vierzehn Tagen, um genau zu sein – war er nun ein braver Mann, und jede einzelne Minute davon war unerträglich gewesen. Hätte jemand Kenny ein paar Jahre zuvor erzählt, dass er eines Tages im Hamsterrad des so genannten Alltags landen würde, hätte er seinem Gegenüber ins Gesicht gelacht. Nun war er die Lachnummer, die im Supermarkt eine Nachtschicht nach der anderen schob, Regale bestückte und Paletten durch die Gänge manövrierte – im fahlgelben Schein der Leuchten, die jeden Pickel, jede Furche überdeutlich hervortreten ließen.

Der Nachtbus ächzte an ihm vorbei die Tottenham High Road hinunter, an Bord die übliche bunte Mischung aus Nachtschwärmern, die wie Gespenster hinter den beschlagenen Scheiben saßen. Kurz darauf marschierte Kenny die Scales Road hinunter, vorbei an den Füchsen, die um die Mülltonnen strichen, und schloss die Tür seines kleinen Reihenhauses auf.

Bei der Arbeit war er wieder einmal mit seinem blutjungen Vorgesetzten aneinandergeraten, einem pickeligen Schnösel mit BWL-Studium. Der Bursche piesackte Kenny bei jeder Gelegenheit, nur um ihm zu zeigen, wer der Boss war; wenn er durch die Gänge stolzierte, schwang seine

Ansteckkrawatte hin und her wie ein schlaffer Schwanz. He, die Kartons stapeln! Los, mach da mal sauber!

Obendrein hatte Kenny sein Handy verloren. Wo, wusste der Teufel. Jedenfalls hatte er es beim Verlassen des Hauses noch bei sich gehabt, doch als er es in den Spind hatte legen wollen, war es nicht mehr da gewesen.

Über ihm knarrte eine Diele, und im selben Augenblick erspähte er Phils Tasche unter der Treppe. Wahrscheinlich hatte ihn seine Freundin mal wieder rausgeworfen, und er hatte sich im Gästezimmer aufs Ohr gelegt. Kenny liebte Phil über alles, aber sein Sohn schnarchte wie eine Dampflokomotive.

Er nahm sich ein Glas aus dem Küchenschrank und schenkte sich einen Bell's ein. Das war sein nächtliches Ritual, auf das er sich jedes Mal freute, wenn er von der Arbeit kam: ein kleiner, gepflegter Absacker vor dem Schlafengehen.

Gleich nach dem ersten Schluck begann er wieder mit sich zu hadern.

Ja, er hatte eine zweite Chance erhalten, und dafür war er auch dankbar. Dennoch vermisste er sein altes Leben – eine Wahrheit, die ihn stets in den frühen Morgenstunden ereilte. Er sehnte sich nach dem Kick, sich am Rande der Legalität zu bewegen. Doch das Leben auf der Überholspur hatte auch seinen Preis gehabt. Häufig war Kenny morgens aufgewacht, ohne zu wissen, wie er seine Familie durchbringen sollte oder ob die Bullen jede Sekunde an der Tür klopfen würden. Ob Knastaufenthalt oder fünftägige Safttour – in jenen Tagen war alles möglich, kein Tag war wie der andere gewesen. Kenny hatte sich schlicht *lebendig* gefühlt.

Jetzt malochte er nur noch, schuftete sich nachts zusammen mit Studenten und Ausländern den Buckel krumm. Aber nicht mehr lange: Er wollte sich ein Taxi kaufen. Er

arbeitete nachts, schlief morgens und lernte nachmittags für den Taxischein. Babs büffelte ebenfalls für die Ortskundeprüfung. Am Wochenende fragten sie sich gegenseitig ab, wo welche Sackgasse, welche Seitenstraße lag. In ein paar Jahren würden sie genug Geld beiseitegelegt haben, um sich ein nagelneues Black Cab kaufen zu können. Sie hatten eine Doku über einen Taxifahrer gesehen, dessen Geschäft so gut gelaufen war, dass er sich schließlich ein Grundstück an der spanischen Küste gekauft und dort ein Traumhaus gebaut hatte, inklusive Zitronenhain und Swimmingpool. Und das war auch ihr Ziel. Er musste nur weiter zur Arbeit gehen. War ja nicht für ewig.

Aus Gründen, mit denen er sich lieber nicht näher beschäftigen wollte, wollte Kenny so schnell wie möglich weg.

Weit, weit weg.

Die alte Unruhe ergriff Besitz von ihm. Unwillkürlich kamen ihm die anderen aus dem Heim in den Sinn. Unfassbar, dass sie alle tot waren. Jasons Tod ging ihm besonders nahe ... Jason, der offenbar mit all den Belastungen, all dem Stress nicht mehr fertiggeworden war und die Menschen ausgelöscht hatte, die ihm am nächsten standen. Ja, Jason hatte schwer einen an der Waffel gehabt, jeder wusste das, aber niemand auf der Welt hätte Kenny davon überzeugen können, dass Jason seine Frau und seine Tochter getötet und sich anschließend selbst das Hirn herausgeblasen hatte.

Er trank aus und stellte das Glas in die Spüle. Draußen prasselte der Regen gegen die Fenster. Die Hintertür klapperte. Als er nachsah, stellte er fest, dass sie nicht verschlossen war. Das sah Babs wieder mal ähnlich – alle nase-lang ging sie raus in den Garten, rauchte und benutzte die Topfpflanzen als Aschenbecher. Er schloss ab und stieg die Treppe hinauf.

Kenny pinkelte, wobei er darauf achtete, die Brille nicht nass zu machen, und schlurfte den Flur hinunter. Heiliger Jesus, es war stockdunkel. Die Tür zum Gästezimmer stand offen, aber dort schlief niemand. Offenbar hatte Phil es sich anders überlegt und war mit ein paar Kumpel auf Sauf-tour gegangen.

Ein stechender Geruch stieg Kenny in die Nase, als er die Tür zum Schlafzimmer öffnete – Babs' schwitzige Ausdünstungen. Kenny liebte diesen Geruch. Noch ein paar Sekunden, dann konnte er sich an sie kuscheln.

Doch da war noch ein anderer Geruch, den er nicht richtig einordnen konnte – es stank nach Chemie, Plastik.

Seine Frau gab ein leises Stöhnen von sich.

»Tut mir leid, Schatz.« Kenny versuchte so leise wie möglich zu sein, während er sich aus seiner Hose kämpfte. Der Gestank war säuerlich, metallisch. »Teufel, hier stinkt's ja wie die Hölle.«

Babs' Stimme klang erstickt. Und plötzlich merkte er, dass seine Socken nass waren. Nervös tastete er nach dem Lichtschalter.

Und als das Licht anging, als er es *sah*, wusste er, dass es vorbei war.

Im selben Augenblick wurde sein Kopf zurückgezogen, und er spürte eine kalte Klinge an seiner Kehle.

Dann zischte eine Stimme in sein Ohr: »Hallo, Kenny. Lange nicht gesehen.«

4

Vorsichtig näherte sich Ray Drake dem Tatort. Es war ein Katzensprung gewesen; der Tatort befand sich nur ein paar Hundert Meter vom Polizeirevier entfernt.

Polizeitransporter und Streifenwagen säumten den Straßenrand. Im Schein des Blaulichts hatten sich Dutzende von Schaulustigen versammelt, die hinter dem äußeren Kordon das Geschehen verfolgten. Ein innerer Kordon riegelte die Straßenmitte ab; nur Tatortbeamte und Sachverständige wurden durchgelassen. Drake steckte sich seine Marke an die Uniform und nahm ein Paar Plastiküberzieher aus dem Beutel, der an seinem Klemmbrett hing.

Eddie Upson stand auf dem Gehsteig; gegen ihn wirkten die Mülltonnen geradezu porentief rein. Seine Augen waren blutunterlaufen, und sein Hemd stand über dem Gürtel offen, sodass man seinen behaarten Bauch sehen konnte. Als Drake am Vorabend nach Harris' Rede gegangen war, hatte es ganz so ausgesehen, als hätte sich Upson auf eine ausgelehnte Saufsession eingerichtet.

»Im ersten Stock, Sir.«

Drake nickte. »Wie sieht's aus?«

»Ausgesprochen unerfreulich.« Upson unterdrückte ein Gähnen. »Na ja ... ziemlich heftig.«

»Sie sind wohl bettreif, Eddie.«

»Nö, nur ein bisschen Kopfschmerzen.« Upson streckte sich. »Dachte, Sie würden den Tatort-Zirkus künftig Flick überlassen ... Entschuldigung, DS Crowley natürlich.«

Verstohlen stopfte Upson sein Hemd in die Hose, während sie zur Tür des Hauses marschierten. Drake war durchaus klar, dass er sich einmischte. Flick leitete die Ermittlungen, und er hätte sie einfach machen lassen sollen, doch wusste er genau, was Harris für ein Affentheater veranstalten würde. Ein dreifacher Mord, quasi um die Ecke vom Polizeirevier – die Medien würden sich genüsslich daraufstürzen.

Jedenfalls redete er sich das ein. Aber da war noch etwas anderes.

Als ihm Namen und Adresse der Opfer genannt worden waren, hatten irgendwo tief in seinem Innern die Alarmglocken geschrillt – als würde in einer unterirdischen Höhle ein seit Jahrzehnten erloschenes Feuer plötzlich wieder zu flackern beginnen.

Er hatte gar keine andere Wahl gehabt. Er *musste* zum Tatort.

»Lass hören, was Sache ist«, sagte er.

Vor der Tür angekommen, streiften sie die Plastiküberzieher über ihre Schuhe; Upson schwankte bedenklich, während er erst das eine und dann das andere Bein hob.

»Mieter des Hauses sind Kenny und Barbara Overton, beide Ende vierzig.«

»Sicher, dass sie die Opfer sind?«

»Die Nachbarn haben sie anhand ihrer Führerscheinfotos identifiziert.«

»Und der dritte Tote?«

»Kenny und Barbara haben zwei erwachsene Söhne, die häufiger mal bei ihren Eltern vorbeisehen. Der eine heißt Phillip, der andere, äh ...« Er warf einen Blick in sein Notizbuch. »Ryan.«

»Um welchen handelt es sich?«

»Das wissen wir noch nicht. Sie sind Zwillinge, wenn auch keine eineiigen. Wir haben Streifenwagen zu ihren Wohnungen geschickt.«

Sie traten beiseite, um einige Tatortbeamte mit ihren Geräten durchzulassen. Drake zog ein Paar Latexhandschuhe aus der Tasche und schüttelte sie aus; er hatte es nicht eilig hineinzugehen. Als er die Handschuhe anzog, merkte er, dass seine Hände leicht zitterten.

»Sind Sie so weit?«

Upson musterte ihn erwartungsvoll, während Drake sich fragte, wie lange er mit den Handschuhen herumhantiert hatte – unbewusst wollte er das Betreten des Hauses hinauszögern, daran bestand kein Zweifel.

Er trat über die Schwelle.

Auf dem oberen Treppenabsatz stand ein Stativ mit einem Scheinwerfer, der auf die Tür des Schlafzimmers gerichtet, aber ausgeschaltet war. Möglich, dass es den ganzen Tag, vielleicht sogar bis spät in die Nacht dauern würde, bis die Kriminaltechniker den Tatort komplett untersucht und ein Rechtsmediziner die Opfer in Augenschein genommen hatte.

Aus dem Zimmer war das Surren einer Kamera zu hören. Ein Forensiker richtete sein Objektiv auf das Gesicht eines der Opfer. Jedes Detail des Tatorts würde aus allen erdenklichen Perspektiven aufgenommen und die Bilder in einer Hinweisdatenbank abgelegt werden.

Drake duckte sich unter dem Scheinwerfer hindurch und trat vorsichtig auf die Trittplatten, die es den Anwesenden erlaubten, sich zu bewegen, ohne Spuren zu vernichten. An einem Tatort wimmelte es zuweilen nur so von Cops, Kriminaltechnikern und den Kollegen von der Gerichtsmedizin. Auf der anderen Seite des Raums stand Flick Crowley und betrachtete stirnrunzelnd die Toten.

»Wer hat sie gefunden?«

»Einer der Nachbarn ist Frühaufsteher«, antwortete Flick. »Er arbeitet in der Küche vom West End Hotel und geht um 5:50 Uhr aus dem Haus. Als er hier vorbeikam, hat er gesehen, dass die Haustür sperrangelweit aufstand. Er dachte, es handele sich vielleicht um einen Einbruch, also ist er reingegangen und hat sich umgesehen. Ihm müssen die Haare zu Berge gestanden haben. Jedenfalls hat er auf der High Road zwei Special Constables ausfindig gemacht, die sich gerade ein paar Hamburger genehmigten. Die haben dann den Rettungsdienst und anschließend uns verständigt.«

»Und niemand hat irgendetwas gehört oder gesehen?«

»Die Nachbarin links drüben ist vor kurzem Mutter geworden und hat gegen drei Uhr morgens ihr Baby gestillt. Sie hat ausgesagt, sie hätte einen Schrei gehört.«

»Einen Schrei?«

»Vielleicht auch nur Lärm, sie wusste es nicht genau.« Flick drückte sich an die Wand, damit die Forensiker an ihr vorbeikönnten. »Sie hat sich aber nichts dabei gedacht. Mr. und Mrs. Overton hatten sich wohl öfter mal in der Wolle.«

Die drei Mordopfer – so platziert, dass sie sich gegenüber saßen – waren an Küchenstühle gefesselt und von oben bis unten fest mit Klarsichtfolie umwickelt. Ihre an den Rumpf geschnürten Arme sahen aus wie unförmige Würste.

Die Klarsichtfolie schimmerte bläulich im grellen Morgenlicht, außer an den Oberkörpern der Mordopfer, die aufgeschlitzt und übel zugerichtet worden waren: Aus klaffenden, blutverschmierten Wunden an Brust und Bauch lappten Fleischfetzen, ragten Knorpelstücke heraus. Zwischen Adern, Venen und Organen blitzte das Weiß der Rippen. Das Messer war tief eingedrungen – eine lange,

flache Klinge, wenn Drake sich nicht täuschte. Die unteren Wundränder wölbten sich nach vorn wie Fischmäuler.

Der Killer hatte über ihnen gestanden, wieder und wieder mit dem Messer zugestochen. Drake fragte sich, ob diese Unglücklichen bei Bewusstsein gewesen und folglich gezwungen waren, den Tod ihrer Liebsten mit anzusehen. Waren sie nacheinander umgebracht worden, in einer bestimmten Reihenfolge? Oder hatte der Mörder wahllos auf sie eingestochen, bis er alle abgeschlachtet hatte.

Aus einer verletzten Arterie konnte meterweit Blut spritzen. Und genau so war es auch gewesen: Blut sprenkelte die Wände, die Gardinen, die Porzellanfiguren auf dem Fensterbrett. Die Bettdecke war klatschnass, der Teppich unter den Stühlen der Opfer starr vor geronnenem Blut. Um die Trittplatten blubberten dunkle Blasen, während Drake behutsam einen Fuß vor den anderen setzte.

In der klebrigen Flüssigkeit waren Fußabdrücke zu erkennen, hinterlassen von den zwei Special Constables, die als Erste das grauenhafte Szenario erblickt hatten, und den Ärzten vom Rettungsdienst, die vergebens nach einem noch so schwachen Puls gefühlt hatten. Wenn sie viel, viel Glück hatten, stießen sie vielleicht auch auf einen Fußabdruck des Täters.

»Die Tatwaffe ist nicht gefunden worden«, sagte Flick, als könne sie seine Gedanken lesen. »Wir hoffen, wir können in den nächsten zwanzig Minuten genug Kollegen für eine Suche zusammentrommeln. Millie Steiner kümmert sich darum.«

Eine systematische Suche gestaltete sich immer schwierig, vor allem wenn sie in den überfüllten Straßen der nahe gelegenen Innenstadt stattfand. Die unmittelbare Umgebung war ein regelrechtes Labyrinth. Teile der High Road mussten abgesperrt werden, bevor der samstagsmorgendliche

Shopping-Ansturm losging und alle Bemühungen, die Tatwaffe zu finden, zunichtemachen würde.

»Der König ist tot, es lebe der König!«, ertönte eine Stimme hinter Drake. Peter Holloway, der leitende Tatortbeamte, stand im Türrahmen. »Sie können es einfach nicht lassen, stimmt's, DI Drake?«

»Wie soll ich denn sonst mein Wochenende verbringen?«

»Sie könnten Ihr Handicap beim Golfen verbessern«, gab Holloway zurück. »Oder unternehmen Sie mal wieder was mit Ihrer reizenden Tochter.«

»Da kontaminiere ich doch lieber den Tatort«, sagte Drake. »In Erinnerung an die guten alten Zeiten.«

»Meine Leute müssen hier weitermachen«, sagte Holloway.

»Wir brauchen nicht lange«, sagte Flick.

Holloway hatte natürlich recht. Seine Leute mussten den Tatort vermessen, alles auf Video festhalten und Spuren sichern, bevor sie unbrauchbar wurden. Als leitender Tatortbeamter war Holloway dafür zuständig, für den reibungslosen Ablauf der forensischen Untersuchungen zu sorgen. Ray Drake erschien stets so schnell wie möglich am Tatort. Die ersten Stunden einer Ermittlung – die so genannte Goldene Stunde – waren die ausschlaggebenden, und er und Holloway hatten sich schon des Öfteren in die Haare bekommen, wenn der Spurensicherungschef der Meinung gewesen war, dass Drake mal wieder seine Leute bei der Arbeit störte.

Halb beneidete, halb bewunderte Drake den aufgeblähten Großkotz. Holloway war Mitte vierzig, hager und durchtrainiert, und seine präzisen Bewegungen hatten etwas Eitles an sich. Als er die Kapuze seines Schutzanzugs vom Kopf zog, fiel Drake einmal mehr auf, wie straff und jugendlich seine Gesichtszüge wirkten. Er fragte sich oft, ob Holloway sich heimlich hatte liften lassen.

»Da sind Sie aber in verdammt große Fußstapfen getreten, DS Crowley.« Mit einem kurzen Nicken beförderte Holloway seine Halbrandbrille von der Stirn auf die Nase.

»Schön, dass Sie mich dran erinnern«, entgegnete Flick.
»Nicht dass ich es noch vergesse.«

Holloway wedelte mit seinem Klemmbrett. »Aus Ihnen wird niemals ein Ermittler wie DI Drake.«

»Danke«, sagte Flick tonlos. »Ich werde versuchen, mich gelegentlich daran zu erinnern.«

»Jetzt seien Sie mal nicht so empfindlich, DS Crowley. Ich wollte damit sagen: Ziehen Sie Ihr eigenes Ding durch, vertrauen Sie auf sich selbst. Als bloßes Simulacrum von Ray werden Sie jedenfalls keinen Blumentopf gewinnen.«

»Ich habe keine Ahnung, was ein Simulacrum ist. Trotzdem, danke.«

»Die Kollegin wird's weit bringen«, sagte Holloway zu Drake.

Drake hielt den Blick auf die Leichen gerichtet. »Das sehe ich genauso.«

»Da fehlt eine«, sagte Flick.

»Bitte?«

»Eine von den Porzellanfiguren.« Sie deutete auf die drei Rokokofigürchen auf dem Fensterbrett – eine Frau in Reifrock und Häubchen, zwei Männer mit Gehrock und Dreispitz. »Sehen Sie den Abstand? Da fehlt eine Figur, wenn Sie mich fragen.«

»Vielleicht ist sie heruntergefallen«, sagte Drake.

»Chef ...« Vix Moore spähte zu ihnen herein. Ihr Blick schweifte rasch von Drake zu Flick. »Äh, ich meinte, Chefin ...«

»Was gibt's denn, Vix?«

»Da ist jemand an der Absperrung. Sagt, er heißt Ryan Overton.«

»Ich komme runter.« Im Türrahmen verharrte Flick noch einen Moment, ließ den Blick ein letztes Mal über die akribisch umwickelten Opfer wandern. »Sie sehen aus wie menschliche Fliegen, die von einer Riesenspinne eingespinnen worden sind.«

Holloway folgte Flick zur Tür. »Ich hätte eher an matschige Sandwiches in Frischhaltefolie gedacht.« Er wandte sich zu Drake. »Ich bitte um Beilung.«

Kaum war Drake allein, musste er erst einmal den Brechreiz unterdrücken, der in ihm hochstieg. Der Gestank von Plastik und Blut schnürte ihm die Luft ab, während er sich von einer Leiche zur anderen bewegte.

Der jüngste der Toten – aller Wahrscheinlichkeit nach Phillip Overton – saß, den Kopf im Nacken, da wie ein Schuljunge, der in der letzten Bank schallend über irgendetwas lachte. Sein Mund stand offen, die Wangen waren weit zurückgezogen von der straff gespannten Folie, mit der ihn der Killer geknebelt hatte. Seine Augen waren leer, seine Haare mit dunklen Tröpfchen gesprenkelt.

Barbara Overtons Kopf hing nach vorn. Ihr zu einem dünnen Pferdeschwanz zusammengebundenes Haar war verklebt von Blut und Knorpelmasse; in ihren leblosen Gesichtszügen stand das Grauen, das sie in den letzten entsetzlichen Momenten ihres irdischen Daseins erlebt hatte.

Dann stand Drake vor Kenny Overton. Seine Oberschenkel schmerzten, als er in die Hocke ging, um dem Toten ins Gesicht blicken zu können. Die Haare klebten an seiner Kopfhaut, und die feuchte Plastikfolie grub sich tief in das schlaffe Fleisch seiner Wangen. Der offen klaffende Mund gab den Blick auf schiefe Zähne und welches Zahnfleisch preis.

Ein furchtbarer Tod, doch auch davon abgesehen war die Zeit nicht gerade gnädig mit Kenny Overton umgesprungen.

Eine böse Vorahnung regte sich in Drake. Seine Hand zitterte, als er sie hob. Es war, als würde sich ein Abgrund vor ihm auftun, in dessen Tiefe etwas lauerte, das lange im Verborgenen gewesen war.

Unwillkürlich krampften sich seine Eingeweide zusammen.

»Kenny«, flüsterte er. »Du.«

5

1984

Ray Drake begegnete Connor Laird zum ersten Mal an einem heißen Tag im Mai – jenem Tag, als Sally Raynor den neuen Jungen im Polizeirevier von Hackney Wick abgeholt hatte.

»Blöde Hippie-Schlampe«, murmelte der Officer, als er die Absperrung am Empfangstresen hochklappte und ihr Einlass in das Gewirr von Fluren und Gängen hinter dem Eingangsbereich gewährte. Sie schob sich in ihrem schwerem Poncho und dem langen Wollrock an ihm vorbei; eine abgewetzte Umhängetasche, der Riemen verdreht und fransig, wippte an ihrer Hüfte.

Das Büro von Sergeant Harry Crowley war kaum geräumiger als eine Besenkammer, gerade groß genug für Harry und seinen vor Papierkram schier überquellenden Schreibtisch. Die Hitze traf sie wie ein Hammerschlag, als sie eintrat. Das Büro befand sich direkt über dem Heizungsraum. Harry wusste, wer hier welche Leichen im Keller hatte, und Sally vermutete, dass ihn jemand aus dem Revier ekeln wollte.

Ein Junge – etwa vierzehn, fünfzehn Jahre alt – hockte auf dem Stuhl gegenüber von Harrys Schreibtisch.

»Wen haben wir denn da?«, fragte Sally.

Harry kratzte sich am Bauch. »Einen, an dem man sich die Zähne ausbeißt.«

Auf dem Schreibtisch surrte ein Ventilator; der Luftzug ließ eine fettige Locke auf Harrys Stirn vibrieren. Er sah aus wie Tommy Cooper, der lustige Magier aus dem Fernsehen, und irgendein Witzbold hatte einen roten Fes über das gerahmte Foto von Harrys Frau und seinen Kindern gestülpt.

Harry zog eine Packung Zigaretten aus seiner Uniformjacke und steckte sich eine in den Mundwinkel.

»Na?« Sally ging vor dem Jungen in die Hocke. Ein dunkler Haarschopf umrahmte sein schmutziges Gesicht; sein Mund war zu einem zornigen Strich zusammengepresst. »Was machst du hier?«

»Das kannst du dir sparen. Der Bursche schweigt sich aus.« Harry blies Rauch aus. »Einer der Kollegen hat ihn heute am frühen Nachmittag auf der Straße aufgegriffen. Das kleine Arschloch hat ihm den Helm vom Kopf geschlagen.«

»Das kleine Arschloch? Heißt er wirklich so?«

»Ich nenne ihn so.« Harry kramte auf dem Schreibtisch nach seinem Aschenbecher herum. »Vielleicht löst ja eine Ohrfeige seine Zunge.«

»Untersteh dich, Harry.«

Das kehlige Lachen des Cops ging in ein raues Husten über. Er griff nach seinem Gürtel und zog die Hose hoch. »Das muss ausgerechnet Gordons Kleine sagen. Apropos ...«

Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander, und Sally reichte ihm einen zerknitterten Umschlag. Harry nahm ein Bündel Banknoten heraus, ließ den Daumen über die Scheine gleiten und legte den Packen dann in eine Schublade.

»Künftig muss mehr Kohle für mich rausspringen. Die da oben werden allmählich argwöhnisch wegen unseres

Arrangements, und es muss dringend die eine oder andere Hand geschmiert werden.«

»Das wird Gordon garantiert nicht gefallen«, sagte Sally.

»Sag ihm einfach, entweder, oder.« Das Ende seiner Zigarette glühte rot auf.

»Immer dasselbe.« Sie schüttelte den Kopf. »Jeder hat nur seinen eigenen Vorteil im Kopf.«

»Wenn Gordon in meinem Bezirk Geschäfte machen will, muss er sich an meine Regeln halten.« Harry tupfte sich die Stirn mit einem Papiertaschentuch ab. »Bei einer Süßen wie dir könnte ich mir auch eine andere Vergütung vorstellen.« Er erhob sich und beugte sich so nah zu ihr, dass sie nicht nur das Nikotin, sondern auch den widerlich stinkenden Schweiß roch, der ihm aus den Poren drang. »Ich habe gehört, du hättest 'ne Schwäche für Arbeiterjungs wie mich.«

»Du machst dem Jungen Angst, Harry«, zischte Sally.

»Angst? Sieht der für dich irgendwie verängstigt aus?« Harry gab ein trockenes Lachen von sich. »Sieh ihm doch mal in die Augen. Okay, und jetzt kannst du ihn mitnehmen.«

»Wohin?«

Wieder zog Harry den Gürtel hoch – wegen der schweren Handschellen an seiner Hüfte rutschte ihm ständig die Hose herunter. Er löste die Handschellen und warf sie auf den Schreibtisch. »Gordon leitet ein Kinderheim, richtig? Und da gehört der Bengel auch hin.«

»Aber vielleicht hat er Familie, Verwandte, die nach ihm suchen.«

»Ja? Gibt's da draußen Menschen, die dich zurückhaben wollen, Freundchen?« Harry legte eine Hand hinters Ohr, doch der Junge starrte ihn nur kalt an.

»Und was, wenn Gordon ihn nicht nehmen will?«

»Dann sperrt ihn meinerwegen in irgendeinen Keller und werft den Schlüssel weg. Aber ganz ehrlich, irgendwas sagt mir, dass Gordon und er prima miteinander klarkommen werden. Also ... hopp, hopp, steh schon auf.«

Der Sergeant ergriff den Jungen am Arm, zog ihn unsanft vom Stuhl und stieß ihn gegen den Tisch. Dann wischte er den Plastiksitz sichtlich genervt mit seinem Papiertaschentuch ab.

»Vergiss nicht, Gordon wegen der Kohle Bescheid zu geben. Und was dich angeht ...« Harry richtete den Zeigefinger auf den Jungen. »Ich will dich hier nicht noch mal sehen. Ich kann es riechen, wenn von jemandem nichts Gutes zu erwarten ist – und du riechst mir extrem nach Satansbraten.« Als Sally mit dem Jungen über den Parkplatz ging, sah sie Ray, der an der Motorhaube ihres Morris Marina lehnte und Steinchen in einen Gully warf.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst nach Hause gehen«, seufzte sie.

»Ich dachte, ich warte lieber auf dich.« Ray richtete sich auf. »Irgendwann kriege ich noch raus, was du da für geheime Sachen treibst.«

»Geh nach Hause, Ray«, sagte Sally. »Ich will keinen Ärger mit deiner Mutter.«

»Sie ist mit meinem Vater bei irgendeiner Ausschusssitzung und sowieso den ganzen Tag weg. Ich habe jedenfalls reichlich Zeit. Wir könnten irgendwas unternehmen.«

»Ich fahre zurück ins Longacre.« Sally balancierte ihre Tasche auf dem Knie und kramte nach ihrem Autoschlüssel. »Und du kannst nicht mitkommen.«

»Hi, ich bin Ray Drake.« Er nickte dem etwa gleichaltrigen Jungen zu, der mit Sally aus dem Revier gekommen war, doch der starrte ihn nur ausdruckslos an und stieg ohne ein Wort in den Wagen. Ray musterte Sally stirnrunzelnd

über die Motorhaube hinweg. »Besonders freundlich ist er ja nicht gerade – wie heißt er überhaupt?«

»Hat er noch nicht verraten.«

»Hä? Was ist denn los mit dem?«

Sally senkte die Stimme. »Nicht jeder ist mit dem Silberlöffel im Mund aufgewachsen, Ray, und auch nicht jeder hat das Privileg, tadellose Umgangsformen an erstklassigen Schulen lernen zu dürfen. Wohin soll ich dich mitnehmen?«

Er grinste. »Bis zum Longacre.«

»Du weißt, dass du Gordon ein Dorn im Auge bist.« Sie legte die Arme auf das heiße Autodach. »Er kann es nicht ausstehen, wenn du dort rumhängst.«

»Ach ja? Hat das vielleicht einen bestimmten Grund?«

»Geh nach Hause, Ray«, sagte sie, schon mit einem Fuß im Wagen – doch dann schnitt er eine seiner Grimassen. Er musste lediglich Glubschaugen machen oder einen Schmolmund ziehen, und schon konnte Sally ihm nichts mehr abschlagen. So war es schon gewesen, als er noch ein Kleinkind gewesen war. Wenn er etwas wollte oder sie wegen irgendetwas sauer war, musste er bloß grinsen wie ein Honigkuchenpferd oder an seinen Ohren ziehen, und schon lenkte sie ein. Selbst jetzt noch, da sie nur noch ein Schatten jener so lebendigen, stets zu Späßchen aufgelegten Sally war, die er einst gekannt hatte, konnte er sie jederzeit um den kleinen Finger wickeln.

Sie schüttelte den Kopf. »Lass das.«

»Was denn?«

»Du weißt genau, was ich meine.«

»Komm, wir machen einen Deal.«

»Keine Deals, Ray.«

»Setz mich vor dem Longacre ab. Ich komme nicht mit rein, sondern gehe von da nach Hause.«

Und ehe sie protestieren konnte, trat er zu ihr, klappte den Fahrersitz nach vorn und kletterte auf die Rückbank.

Im Innern des Wagens war es brütend heiß. Sally drehte sich eine Zigarette und drückte den Anzünder. Ray lehnte sich ans Seitenfenster, machte sich so unsichtbar wie möglich und sperrte die Ohren auf. Wenn Ray Drake eins ganz besonders gut konnte, dann war es zuhören.

»Willst du mich jetzt den ganzen Tag anschweigen, oder was?«, fragte Sally den Jungen auf dem Beifahrersitz.

Im Rückspiegel sah Ray, dass sich unter Sallys dick aufgetragenem Make-up rote Zornesflecken abzeichneten. Ihre Fingernägel waren fast genauso schmutzig wie die des mysteriösen Jungen neben ihr.

Als der Anzünder herausprang, hielt sie das glühende Ende an ihre Zigarette. Nikotingestank erfüllte den Wagen. »Ich will dir helfen, verstehst du? Aber ohne Namen geht das nicht.«

»Connor«, sagte der Junge schließlich. »Connor Laird.«

»Wo kommst du her, Connor? Hast du Familie?»

Der Junge wandte sich ab, richtete den Blick auf den flimmernden Asphalt. »Wer ist dieser Gordon?«

»Super Frage«, murmelte Ray.

Wütend wandte Sally den Kopf. »Halt die Klappe, Ray.«

Als sie sich einen Tabakkrümel von der Lippe zupfte, rutschte ihr der Poncho über den Ellbogen, und einen Moment lang waren die rötlichen Narben in ihrer Armbeuge deutlich zu erkennen, ehe sie den Poncho rasch wieder herunterzog. Aber es war ohnehin nicht das erste Mal, dass Ray die Einstiche sah. Einen Augenblick fragte er sich, ob dieser Anblick oder der Zigarettenrauch daran schuld war, dass ihm flau im Magen wurde.

»Das findest du noch früh genug heraus«, sagte Sally zu Connor und fuhr los.

Das Longacre-Kinderheim befand sich unweit einer Bahnstrecke am Ende einer Straße, die von einst prächtigen viktorianischen Häusern gesäumt wurde. Die Häuser standen seit langem leer, doch ein paar der Ruinen waren von Hausbesetzern mit Beschlag belegt worden. Bunte Transparente hingen aus den Fenstern. Graffiti feierten vergessene Revolutionen in Ländern am Arsch der Welt. Der Wagen holperte über die von Schlaglöchern übersäte Straße, vorbei an Autowracks und ausrangiertem Mobiliar.

»Wie lange soll ich da bleiben?«, fragte Connor, als Sally den Wagen vor einem großen Haus an den Bordstein lenkte.

»Kommt drauf an«, erwiderte sie. »Sag mir, wo du wohnst, und ich fahre dich jetzt gleich hin.«

Connor deutete mit dem Daumen auf den Rücksitz. »Und er?«

»Er wohnt dort nicht«, sagte Sally. »Er hat ein Zuhause, und da geht er jetzt auch hin – stimmt's, Ray?«

»Was immer du sagst, Schwesterchen.« Ray setzte sich auf; es war so bullenheiß im Auto, dass ihm sein mittlerweile klatschnasses T-Shirt am Leib klebte.

»Wie wär's, wenn du schon mal reingehst, Connor?«, sagte Sally. »Ich komme gleich nach.«

Der Blick des Jungen schweifte zu den Treppenstufen und der offen stehenden Tür. Dann stieg er aus. Kinderschrei wehte gedämpft aus dem Garten hinter dem Haus zu ihnen herüber.

»Bis dann, Connor.« Ray winkte ihm hinterher, doch der Junge ging die Stufen hinauf, ohne sich noch einmal nach ihnen umzudrehen. »Gut, dass Myra nicht hier ist – der hat ja überhaupt keine Manieren.«

»Ich bin nicht dein Schwesterchen, Ray.«

»Du bist meine große Schwester.« Er sah zu dem heruntergekommenen Haus hinüber, ließ den Blick über die

maroden Fensterrahmen und Fensterbänke wandern, von denen die Farbe blätterte. »Und ich mache mir Sorgen um dich.«

»Ich bin deine Cousine zweiten Grades, das schwarze Schaf der Familie. Deine Eltern würden durchdrehen, wenn sie wüssten, dass du dich mit mir herumtreibst.« Sie warf einen Blick über die Schulter. »Und dann auch noch ausgerechnet hier.«

»Meine Eltern hassen *alle*.« Er grinste. »Mich wahrscheinlich auch. Aber du bist und bleibst mein Schwesterchen – die einzige Schwester, die ich je hatte und je haben werde.«

»Verzieh dich und mach irgendwas, das normale Kids tun. Geh ins Kino, klettere auf einen Baum, schau einem Mädchen unter den Rock.« In einem der Fenster bewegte sich der Vorhang, und Sally hatte es plötzlich eilig. »Genieß deine Kindheit, solange es geht.«

»Myra sagt, ich hätte ein Talent dafür, meine Nase in Dinge zu stecken, die mich nichts angehen«, sagte er. »Die anderen in meiner Klasse – von denen kann keiner was vor mir geheim halten. Ich weiß immer, wer gerade was ausgefressen hat.«

»Ich meine es ernst, Ray. Ich will nicht, dass du hier rumhängst.« Sie senkte die Stimme. »Wie oft soll ich dir noch sagen, dass Gordon dich hier nicht sehen will.«

Sie zuckte zusammen, als sich die Tür mit einem Knarren öffnete. Ein feister Junge mit rotem Haar stand vor ihnen.

»Hallo, Kenny«, sagte Ray.

Der rothaarige Junge nickte nervös, ohne den Blick von Sally zu lassen, und stieß stammelnd hervor: »Gordon sagt, du sollst reinkommen.«

Sie wandte sich Ray zu. »Du gehörst hier nicht her. Und jetzt sieh zu, dass du zur Schule kommst.«

»Es sind Sommerferien, schon vergessen? Du wirst es noch bereuen, mich weggeschickt zu haben.« Als Sally über die Schwelle trat, rief er ihr hinterher: »Ich werde nicht zulassen, dass meiner bösen Stiefschwester etwas zustößt. Nur dass dir das ein für alle Mal klar ist.«

»Ich brauche keinen Lebensretter. Verzieh dich und spiel irgendwo anders den barmherzigen Samariter.«

Und mit diesen Worten knallte sie ihm die Tür vor der Nase zu.

Das Lächeln wich aus Rays Gesicht. »Lebensretter?«, murmelte er. »Davon habe ich doch gar nichts gesagt.«

Staub flirrte im sonnendurchfluteten Korridor des Heims. Die Wände, an denen krakelige Bilder hingen, waren übersät von schmutzigen Fingerabdrücken. Durch eine offene Tür fiel Connor Lairds Blick in einen großen Raum mit zwei Tischen, die jeweils Platz für ein Dutzend Kinder boten.

Später sollte er herausfinden, dass es im gesamten Haus nur zwei intakte Türen gab. Eine davon führte in ein Zimmer zu seiner Rechten. Als Sally schließlich hereinkam, führte sie ihn durch eben jene Tür in ein unaufgeräumtes Büro, in dem ein Mann mit schulterlangem kastanienbraunem Haar saß, die Füße auf seinen Schreibtisch gelegt. Er trug ein Paisleyhemd und eine zerknitterte Cordjacke in der Farbe von aufgebrühtem Tee. Pockennarben bedeckten seine Stirn und Wangen, sein Unterkiefer war hinter einem akkurat gestutzten Kinnbart verborgen. Als er Connor sah, lächelte der Mann, wobei zwei Reihen schiefer Zähne zum Vorschein kamen. Instinktiv stopfte Connor die Handschellen, die er dem Sergeant geklaut hatte, tiefer in seine Hosentasche.

»Wer ist denn das?« Gordons schottischer Akzent war nicht zu überhören.

»Harry hat ihn mir übergeben.« Sally ließ ihre Tasche auf ein Sofa fallen und kratzte sich geistesabwesend am Arm. »Anscheinend hat er kein Zuhause.«

»Wie heißt du, Junge?« Gordon kam um den Tisch herum und legte seine Hände auf Connors Schultern.

»Connor.«

»Ein schöner keltischer Name.«

Sally inspizierte ihre Fingernägel. »Connor ist eher der schweigsame Typ.«

»Machst die Dinge lieber mit dir selbst ab, was? Das kann ich verstehen. Ich bin Mr. Tallis, aber ich wäre dir dankbar, wenn du mich Gordon nennst. Sally kümmert sich um den Papierkram, aber darum müssen wir uns jetzt keinen Kopf machen.« Er grinste sie an. »Da läuft's einem ja kalt über den Rücken, so wie der einen anguckt.«

»Harry will mehr Geld.«

»Du wirst hier schnell Freunde finden, Connor, aber ich würde mich freuen, wenn du mich als deinen besten Kumpel betrachtetest.« Als der Junge zu Sally sah, schlich sich abermals ein Grinsen auf Gordons Züge. »Sie zählt nicht. Sally ist bloß deine Freundin, wenn du etwas hast, worauf sie scharf ist.« Er warf ihr einen Blick zu. »Hast du ihm die Kohle gegeben?«

»Ja, aber er sagt, dass er künftig ...«

Gordon hob die Hand. »Darüber reden wir später. Jetzt bringen wir erst mal den Jungen unter.«

»Die Kohle reicht ihm nicht mehr.«

Gereizt hob Gordon die Stimme. »Ich habe doch gesagt, wir kümmern uns jetzt erst mal um den Jungen.« Er öffnete die Tür und rief in den Korridor: »Kenny!«

Dann wandte er sich wieder zu Connor. »Frühstück gibt's um halb sieben. Bis dahin hast du geduscht, Zähne geputzt – in den Badezimmern gibt es Gemeinschaftszahnbürsten,

hier wird alles geteilt – und dein Bett gemacht. Abendessen ist um sechs. Außerdem packen hier alle mit an. Die Dents werden dir sagen, welche Aufgaben du zu erledigen hast, und das in den Tagesplan eintragen. Falls du nicht lesen kannst, erklären dir die anderen, was du zu tun hast.«

Als Gordon die Hand ausstreckte, um Connor die Wange zu tätscheln, packte der Junge blitzschnell sein Handgelenk.

»Ha! Du bist stärker, als du aussiehst, und ziemlich flink obendrein. Hast Mumm, was? Ich glaube, wir beide werden uns prächtig verstehen, du und ich.« Gordon wand seine Hand aus Connors Griff, als auch schon der rothaarige Junge im Türrahmen auftauchte. »So, Kenny wird dich jetzt erst mal herumführen und dir alles zeigen. Wir sehen uns, mein kleiner Freund.«

Ehe sich die Tür hinter ihm schloss, sah Connor noch, wie Sally den Arm ausstreckte und Gordon fordernd die Hand hinhielt.

»Ich heiße Kenny«, sagte der rothaarige Junge, während sie über den knarrenden Linoleumboden zum rückwärtigen Teil des Hauses gingen. »Kenny Overton.«

»Connor.«

»Ich wohne seit zwei Jahren hier.« Kenny klang, als handele es sich um eine besondere Auszeichnung. »Aber andere sind sogar noch länger hier.«

Sie marschierten an einer ganzen Reihe von schäbigen Zimmern vorbei, in denen teilnahmslose Kinder hockten. Ein Mädchen saß über einem Zeichenblock und malte konzentriert, ohne ihnen die geringste Beachtung zu schenken.

»Rauchst du?«, fragte Kenny, als sie die riesige Küche betraten, die trotz des mittäglichen Sonnenscheins extrem düster wirkte. »Du kannst 'ne Fluppe von mir haben, wenn wir dann Freunde sind. Versprochen?«



Mark Hill

Ich vergebe nicht

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0329-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2016

Ein Killer mit einer Botschaft aus der Vergangenheit. Und ein Ermittler, der alles zu verlieren hat.

Detective Ray Drake hat alles dafür getan, seine Vergangenheit hinter sich zu lassen und ein normales Leben zu führen. Niemand weiß von seiner Kindheit in einem Londoner Waisenhaus und von den schrecklichen Geschehnissen, die dreißig Jahre zurückliegen. Doch dann wird eine Familie brutal ermordet, und Hinweise tauchen auf, die in Drakes Richtung deuten. Er weiß, dass er sie vertuschen muss, um sein Geheimnis weiterhin zu schützen. Der Täter jedoch scheint fest entschlossen, die Wahrheit ans Licht zu bringen – und sein Rachefeldzug hat gerade erst begonnen ...

 [Der Titel im Katalog](#)